

Das Wissen beruhigt die Protagonisten in Florian Gantners Roman „Soviel man weiß“ nicht. Im 10. Wiener Gemeindebezirk ist dieser Großstadtroman angesiedelt, exakt an der Quellenstraße 63. Hier begegnet uns ein Ensemble an Figuren, das auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein könnte: Das Paar Agnes und Gernot, beide erfolgsorientiert in ihren Berufen und gewiss einer selbstbestimmten Zukunft zustrebend; der Albaner Illir Zerai mit enervierender Vergangenheit als Spitzel; die 40-jährige Mirjam, die ihrem Punkdasein nicht entsagen konnte und beinahe aus folkloristischer Motivation heraus Teil einer Widerstandsgruppe ist, deren Schicksal auch darin besteht, für die ganz große Geschichte zu spät gekommen zu sein. Schließlich Marek, der verbummelte Student.

Neurotisches Potential

Das Misstrauen ist der Faden, der diese Geschichten verbindet. Gantner beweist Feingefühl für Details, denn seine Figuren gehen einem nahe dank ihrer anschaulichen Interpretation dessen, was um sie herum geschieht. Gleichzeitig enthüllt sich dadurch deren neurotisches Potential, wenn beispielsweise Agnes gar nicht lange zu suchen braucht, um Indizien für Gernots Untreue zu finden. Das ist nicht frei von Komik, wenn sie etwa in der weiblichen Stimme eines schlichten telefonischen Antwortdienstes eine verhängnisvolle Affäre ihres Partners vermutet. Ihr Argwohn gegenüber Gernots Monogamie hält sie im Übrigen nicht davon ab, ihre sexuellen Neigungen mit anderen Männern auszuleben.

An Zerai wiederum zeigt sich das psychosomatische Erbe seiner jahrzehntelangen Erfahrung in einer autokratischen Sozialisation. Das Albanien Enver Hoxhas bringt Gantner prägnant zum Ausdruck, die Inflation der Parolen und das subtile Kontrollgefühl, das einen Menschen lebenslang in Gewahrsam nimmt. In Zerais Körper sind die Phrasen buchstäblich und sprichwörtlich eingekratzt. Als verlassener Senior bleiben ihm nur die Geister der Vergangenheit. Selbst in der unverfänglichen Begegnung mit der Nachbarin Agnes dienen Beiläufigkeiten als Material, um den Verfolgungswahn zu nähen.

Fremdbestimmung und Misstrauen

„Soviel man weiß“: Mit Feingefühl für Figuren und ihre Verstrickungen entwirft Florian Gantner einen gelungenen Großstadtroman.

Von Alexander Peer



Versierter soziologischer Erzähler: Florian Gantner. Foto: markuszahradnik.com

Agnes ist als Ärztin sachverständig und als Mensch kompensatorisch, weil sie den mutmaßlich an Krätze leidenden Illir auch ein Stück zum Distinktionsgewinn betreut. Bezeichnend für die vielschichtige Abhandlung des zentralen Themas Überwachung ist eine Sequenz über Evaluierung an der Klinik, an welcher Agnes arbeitet.

Mareks Misstrauen ist ein umgekehrtes: Es ist bestimmt durch die Projektion auf eine flüchtige Begegnung bei einer Party. Die Ungewissheit ihres Namens ist al-

lein schon ein Beleg für die Distanz. Doch genau die beflügelt die Phantasie, die in Mareks Alltag als Flaneur, der die eine oder andere „Hanfidylle“ bereithält, immer wieder neu Gestalt zu schaffen versteht. Die Realität würde ihn nur stören.

Das ökonomisch austarierte Erzählen setzt alle Protagonisten gleichermaßen plausibel in Szene. Mirjam will der Jugend nicht entsagen. Mit ihrem Engagement in einer Antifa-Gruppe, die mehr und mehr als zusammengewürfelter Haufen ohne fundamentale

Ideologie erscheint, versucht sie vor allem, eine Zugehörigkeit zu simulieren. Innere Verbundenheit bleibt ein Ideal. In der ersten Aktion der Gruppe mit der Bezeichnung *Dakizo*, einem aus der Bantusprache *Swahili* stammenden Wort für Protest, wird die Parole „Wir überwachen zurück!“ gesprayed – dramaturgisch sinnvoll vor einer Kamera.

Doch die mangelnde Identifikation mit brauchbaren Zielen und die für unsere Zeit signifikante Unfassbarkeit des Anderen ist selbst eine Subversion für die

hehren Ideale der *Anomisten* (statt Anarchisten). Der Begriff geht auf den Soziologen Emile Durkheim zurück, der damit unter anderem die Deformation sozialer Regeln durch den Verlust religiöser Gebote beschrieben hat.

Ein diffuses Angstgefühl ist die Konsequenz, die zum emotionalen Grundinventar zählt. Die heimliche Anführerin der Gruppe, Varizella, entpuppt dann auch die offenbare Schwester der Angst – die Wut – als entscheidende Kraft für ihr Handeln. Doch die Ursachen ihrer Aggression bleiben vage. Mirjams Abschied von der Jugend deutet sich an, als sie durch ein monetäres Erbe der Mutter ihre unentschiedene Existenz beenden kann.

Abschied & Skihasser

Abschied nehmen heißt es am Ende auch für Marek, der einen Roman lang eine Unbekannte sucht und dabei allmählich erkennt, dass er diese Aufgabe ohnedies schon einmal erfolglos übernommen hat. Der abwesende Vater, der jahrelang durch Postkarten Präsenz fingierte, und der gerade durch seine Abwesenheit das Sehnen befeuerte. Mit seiner Vorliebe für Listen betreibt Marek eine tragikomische Ordnungssuche.

Die Leistung eines Großstadtromans liegt darin, die Verzahnung sozialer Milieus griffig darzustellen. Darin zeigt „Soviel man weiß“ buchstäblich Größe. Es ist ein Vergrößerungsglas für das nebulöse Gefühl von Fremdbestimmung und ungesundem Misstrauen.

Der Autor, 1980 im salzburgischen Oberpinzgau geboren, ist ein erzählender Soziologe, der eine respektvolle Distanz zu seinen Figuren bewahrt, was ihrer Prägnanz guttut. Nur einmal blitzt die Herkunft von Gantner auf. Wenn auf Seite 53 Marek über die Sinnlosigkeit der Sportarten, speziell des Skifahrens sinniert. Hier verschafft sich das anarchische Gefühl eines geplagten Skihassers Luft. Es ist beinahe blasphemisch, wenn man um die Bedeutung dieses Sports in Neukirchen oder Mittersill und flussabwärts der Salzach weiß.

Florian Gantner
Soviel man weiß
Roman. Residenz Verlag, 2021, 256 Seiten, 22,- Euro

Das Blut an unseren Händen

Klaus Stimeder hat einen Krimi über das schmutzige Geschäft mit Flüchtlingen geschrieben.

Von Walter Hämmerle

Die großen Themen der meisten Kriminalgeschichten sind wenig originell. Ein Mord, aus Eifersucht oder Gewinnsucht, und durchsichtige Charaktere, korrupte Obrigkeiten, und eine Hauptfigur, vielfach gebrochen, aber am Ende doch auf der richtigen Seite. Was in diesem Genre die Spreu vom Weizen trennt, sind Rahmen und *Setting* der Handlung.

JM Stim – hinter dem Pseudonym steckt der in den USA lebende österreichische Migrationsforscher und „Wiener Zeitung“-Autor Klaus Stimeder – hat für seinen Roman die kleine Mittelmeerinsel Malta als Ort gewählt, wo nicht wenige der gut vernetzten Profiteure sitzen, die vom Elend afrika-

nischer Migrant*innen, die vor Hunger und Verfolgung fliehen, elendig reich werden.

Die Geschichte von „Malta Transfer“ lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen, eine kompakte Erzählweise zählt zu Stimeders Stärken: Eine Ex-Journalistin, trinkfest und lesbisch, wird von einem undurchsichtigen Anwalt und Ex-Minister mit Recherchen zu einem Mord an einem gut situierten, aber drogensüchtigen Studenten beauftragt und stolpert dabei in ein Geflecht aus Ausbeutung, Menschenhandel und weiteren Morden.

Die idyllische Inselgruppe, wo jeder jeden kennt, bietet dafür die perfekte Kulisse. Mit etwas mehr

als 500.000 Einwohnern zählt Malta zu den kleinsten EU-Staaten. Sticht man von Libyen aus in See, sind es nur 356 Kilometer, bis man EU-Boden erreicht. Der Sturz des Gaddafi-Regimes 2011 hat das Land an der Nordküste Afrikas zum *Hotspot* illegaler Flüchtlingsrouten nach Europa gemacht. Und Malta selbst gilt längst nicht mehr nur als Heimat einer rätselhaften jungsteinzeitlichen Kultur und reicher Geschichte, sondern auch als Staat, dessen Politik und Wirtschaft von mafiosen Strukturen durchsetzt sind.

Es sind die Schilderungen dieser Milieus, auch in den Dialogen, in denen Stimeders Roman seine Anziehungskraft entfaltet. Die

Heldin säuft *Cisk*, so heißt die populärste Biermarke Maltas, und Absinth, bewegt sich durch die unzähligen Bars in den diversen Stadtvierteln wie ein Fisch im Wasser. Und weil sie trotz oder gerade wegen ihres Lebensstils auch ein Bedürfnis nach Ruhe und Meditation verspürt, führt uns der Autor zu Schätzen wie Caravaggios „Die Enthauptung Johannes des Täufers“ in der Kathedrale St. John’s in Valletta.

Am Ende entpuppt sich die Mordserie als Racheakt an den Profiteuren einer persönlichen Leidensgeschichte. Deren Gewinne aus den Geschäften mit den Flüchtlingen sind da längst quer über Europa veranlagt. Wer dage-

gen nichts unternimmt, macht sich mitschuldig, nicht nur als kleiner Schlepper und Dealer oder Geldwäscher im Großmaßstab, sondern ganz generell, daran lässt der Autor keinen Zweifel. In seinen Augen sitzt die EU hier auf der Anklagebank.

Es ist das Glück eines stringenten, schnörkellosen Krimis, dass Lösungen für das Jahrhundertthema Migration nicht zu seinen Aufgaben zählen. Höchst lesenswert ist „Malta Transfer“ dennoch.

JM Stim
Malta Transfer
Roman. Franz Reichelt, New York 2021, 224 Seiten, 15,- Euro.